

dtv

»Ich wußte gar nicht, daß er Halbjude ist«, sagte ich. Es war idiotisch, was dieses eine, häßlich klingende Wort für einen Effekt auf mich hatte. Einen Moment lang war ich bereit, Paul Hellmann alles zu verzeihen – seine aufgeblasene Pose, seinen harten, arroganten Blick, seinen himmelblauen Mercedes. Einen Moment lang fühlte ich mich nahezu mit ihm verwandt. Einen Moment später fand ich mich lächerlich sentimental. – In Berlin begegnen sich zwei ungewöhnliche Menschen. Sie fühlen sich voneinander angezogen und abgestoßen, und daraus erwächst langsam das Gefühl der großen Liebe ... Berlin, München und New York sind die Stationen dieses Romans.

Angelika Schrobsdorff wurde am 24. Dezember 1927 in Freiburg im Breisgau geboren, mußte 1939 mit ihrer jüdischen Mutter aus Berlin nach Sofia emigrieren und kehrte 1947 nach Deutschland zurück. 1971 heiratete sie in Jerusalem Claude Lanzmann, wohnte danach in Paris und München und beschloß 1983, nach Israel zu gehen.

Angelika Schrobsdorff
Der Geliebte

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Juni 1992
10. Auflage Juli 2005
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
© 1964 Albert Langen – Georg Müller Verlag, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: © Jeff Cadge/THE IMAGE BANK
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-11546-7

Mit keinem Menschen habe ich mich so intensiv beschäftigt wie mit Paul Hellmann. Ich habe ihn bewundert und verachtet, beneidet und bedauert, gehaßt und geliebt. Er war einer der wenigen wirklich merkwürdigen Menschen. Seine Merkwürdigkeit war keine Pose. Sie war echt. Sie steckte ihm unter der Haut.

Ich habe ihn bei Dora kennengelernt. Er war mir unsympathisch, noch bevor ich ihm begegnete – aber dafür konnte er nichts. Es gibt Menschen, die so enorm viel Platz beanspruchen, daß sie da sind, bevor man sie überhaupt gesehen hat. Sie drängen sich in den alten, gewohnten Rhythmus und sprengen ihn. Damit schaffen sie sich auf Kosten anderer Platz. So war das mit Paul Hellmann. Er war sich dessen bestimmt nicht bewußt; trotzdem habe ich es ihm sehr übelgenommen.

Es war im Jahre 1949. Er hatte das Atelier am Uferweg gemietet. Dora hatte eine unverschämt hohe Miete dafür verlangt, und er hatte sie anstandslos akzeptiert. Das Atelier war in einem höchst reparaturbedürftigen Zustand, kein normaler Mensch hätte eine solche Summe dafür gezahlt. Aber Paul Hellman war eben kein normaler Mensch. Er zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, und er belächelte wohlwollend die Schäden. Das hatte Dora natürlich sehr beeindruckt. Er hat Format, meinte sie. Ich war nicht ihrer Meinung, ganz und gar nicht! Für mich hatte Paul Hellmanns Einzug ins Atelier einen starken Beigeschmack von Großspürigkeit und Taktlosigkeit.

Das Atelier, ein in sich abgeschlossener Bau mit Schlafzimmer, Gästezimmer, Küche und Bad, war eben nicht nur eine selten schöne Behausung – es war etwas ganz Persönliches, Privates, sozusagen ein Familienbesitz. Dora hatte das Grundstück – es gehörte noch ein großer, verwilderter Garten mit Schwimmbassin und Pavillon, ein weiteres dreistöckiges Haus und eine Kombination aus Garage, Remise und Hühnerstall dazu – in den dreißiger Jahren von einer russischen Tänzerin übernommen. Die russische Tänzerin hatte

einen jüdischen Bankier zum Freund gehabt – daher der Besitz. Er lag in der entlegensten Ecke Wannsees, direkt am See, und nur einer so ungewöhnlichen Frau wie Dora hatte es gelingen können, ihn im richtigen Moment zu entdecken und, ohne Rücksicht auf das Wehgeschrei ihres Mannes, zuzugreifen. Das Wehgeschrei war absolut berechtigt, denn die Miete und die Instandhaltung des Besitzes konnten einen sehr bedenklich stimmen. Aber Dora war keine Frau, die sich bedenklich stimmen ließ. Die Tatsache, daß ihr Mann ein Poet war – ein wahrhafter Poet – und kein jüdischer Bankier, ließ sie ebenso ungerührt wie die Notwendigkeit, einen so umfangreichen Besitz instand zu halten. Sie hielt ihn eben nicht instand, sondern ließ ihn langsam verkommen, was seinen romantischen Reiz nur noch erhöhte. Als im Garten alles wild durcheinander zu wuchern begann, als sich die Farbe vom Haus schälte, die Ziegel von den Dächern fielen und die Pilze über dem Spültisch aus der Wand schossen, da wurde es stilecht. Die Familie Rischart – Dora, ihr Mann Friedrich, der gemeinsame Sohn Sebastian und das später hinzukommende Faktotum Nikolas – erfreute sich des Zerfalls, der zweifellos etwas Aristokratisches hatte.

Ich war fünf Jahre alt gewesen, als die Rischarts, bewaffnet mit zwei Pudeln, fünf Meerschweinchen und zehn neu erstandenen Hühnern plus Hahn, am Uferweg 30 einzogen.

Da meine Eltern und die Rischarts innig miteinander liiert waren – Doras Mann, der Poet, war der erste Mann meiner Mutter gewesen, Dora die langjährige Jugendfreundin meines Vaters –, hatte ich viele Tage und Nächte am Uferweg zugebracht. Ehrlich gesagt, hatte ich mich dort immer wohler und geborgener gefühlt als in unserem eigenen Haus in Dahlem. Es war ein sehr schönes Haus, beinahe feudal, mit einem großen Garten und einer Marmortreppe. Aber es hatte keine dunkle, spinnwebenverhangene Remise, kein Atelier mit einer Wendeltreppe, die sich in das Gästezimmer emporwand, kein Schwimmbassin, keine Himbeersträucher, keinen See, über dem frühmorgens der Nebel stand. Und vor allen Dingen hatte es nicht diese heitere, behagliche Atmosphäre. Unser Haus war nicht heiter; irgend etwas schien immer darauf zu lasten. Ich spürte es ständig, obgleich meine Mutter eine sehr lebenslustige Frau war und viel lachte und viele Gäste hatte. Aber da war etwas an diesem Lachen und

an diesen Gästen gewesen, das mir nicht behagte. Am Uferweg war das alles ganz anders, und darum blieb er, bis ich 1940 Berlin verlassen mußte, mein richtiges Zuhause. Er gehörte zu dem schönen Teil meiner Kindheit, so wie die Sonntage bei den Eltern meiner Mutter, wie das grüne, ungeheuer eindrucksvolle Privatbüro meines Vaters, wie mein Kater Viktor.

Als ich dann kurz nach Ende des Krieges nach Berlin zurückkehrte, achtzehnjährig und – so bildete ich mir ein – sehr erwachsen und zynisch, da hatte sich vieles geändert. Gar nicht so sehr am Uferweg, sondern in mir selber. Mein Zynismus, den ich hegte und pflegte, ließ meine alte zärtliche Bindung zu all dem, was mir in meiner Kindheit lieb gewesen war, nicht mehr zu. Ich sträubte mich gegen ein Gefühl der Wehmut, als ich nach sechs Jahren zum erstenmal wieder das alte, angerostete Eisentor öffnete. Es kam mir alles ein wenig kleiner vor: Die Häuser schienen sich wie in Angst zusammengeduckt und hinter einem dichten, zerzausten Rankenwerk verborgen zu haben. Der Garten glich mehr denn je einer Wildnis, das Schwimmbassin hatte seinen himmelblauen Anstrich eingebüßt, und statt Wasser waren welke Blätter darin. Das einzige, was sich bewegte und mich geradezu anzugrinsen schien, war eine funkelneue amerikanische Fahne, die auf dem Dach des Ateliers wehte.

Wie sich herausstellte, war das Atelier von Amerikanern beschlagnahmt worden. Es diente – und dazu schien es sich vortrefflich zu eignen – den samstäglichem Zusammenkünften amerikanischer Soldaten und deutscher »Fräuleins«. Die Feste, turbulent und voll unerfreulicher Überraschungen, wurden der Segen des gesamten Uferwegs. Der Segen bestand in Körben angebissener Doughnuts, zusammengeschrumpfter »Hamburger«, zerschmolzener Schokolade, Kaffeeresten und Zigarettenskippen. Das Atelier blieb von all dem unbeeindruckt. Es ließ den Ansturm deutsch-amerikanischer Beziehungen mit würdiger Gelassenheit über sich ergehen.

Eineinhalb Jahre später wurde die amerikanische Fahne entfernt, und der Uferweg 30 fiel wieder in seinen Dornröschenschlaf. Zu der Zeit war ich schon verheiratet und – nicht mehr ganz so erwachsen und zynisch – ließ mich in meine alte Kindheitsliebe zurückfallen. Als Robert, mein Mann,

nach Frankfurt ging und ich ihm wohl oder übel folgen mußte, erkannte ich, daß der Uferweg mein einziges Zuhause war. Es ist also zu verstehen, daß mich eine briefliche Mitteilung Doras, sie hätte das Atelier aus finanziellen Gründen vermieten müssen, mit großem Unbehagen erfüllte. Das Unbehagen wuchs mit jeder Zeile. Dora nannte mir zuerst den Mietpreis, den sie verlangt und bekommen hatte. Er machte mich auf Anhieb stutzig. Dann beschrieb sie mir den Mieter als einen jungen, charmanten, intelligenten, reichen und auffallend gut aussehenden Mann. Dora war nicht der Mensch, der in spontane Begeisterung ausbrach. Es machte ihr viel zu viel Spaß, erbarmungslos zu kritisieren und harte Urteile zu fällen. Wenn sie derart über das Ziel hinausschoß – einen fast Unbekannten mit Lob überschüttete und dann auch noch von »Freundschaft auf den ersten Blick«, ja sogar von »einem Geschenk des Himmels« sprach –, dann mußte sie auf einen Blender hereingefallen sein.

Von diesem Moment an war mir Paul Hellmann unsympathisch. Es war nicht nur Eifersucht, es war das Gefühl, daß dieser Mann eine geheimnisvolle und mir sehr unwillkommene Kraft ausstrahlte. Ich hätte weder mein Gefühl noch Paul Hellmanns Kraft näher definieren können, aber es war da – eine Schwingung in der Luft, ein kurzes Zucken, als hätte ich einen leichten elektrischen Schlag bekommen.

Ein halbes Jahr später fuhr ich zu einem zweiwöchigen Besuch nach Berlin.

Ich fuhr mit Robert, der geschäftlich in Berlin zu tun hatte, aber schon am Bahnhof trennte ich mich von ihm. Er wollte in einer Pension am Kurfürstendamm wohnen und ich bei Dora. Es war praktischer so, und außerdem freuten wir uns beide, zwei Wochen lang nichts miteinander zu tun zu haben.

Ich wollte so schnell wie möglich nach Wannsee. »Ich fahre nicht mit der Bahn«, erklärte ich, »das dauert zu lange. Ich brauche ein Taxi. Siehst du ein Taxi, Robert?«

»Wenn du eine Verabredung mit einem Liebhaber hättest«, sagte Robert, »dann könntest du dich nicht aufgeregter gebärden.«

»Verabredungen mit Liebhabern haben mich noch nie aufgeregert, das weißt du doch!«

Das war unser üblicher Umgangston. Robert lachte, wir küßten uns flüchtig und gingen in verschiedene Richtungen auseinander. Ich fand ein Taxi. Es war ein ganz altmodisches Vehikel, und man saß so gemütlich darin wie in keinem modernen Wagen. Der Fahrer war ein behäbiger Mann mit dem pffiffigen Blick der Berliner. Bevor wir losfuhren, öffnete er ein umfangreiches Paket. Beim ersten Stoplicht zog er eine »Stulle« daraus hervor, klappte die dicken Brotscheiben auseinander und betrachtete nachdenklich eine dünne Scheibe Wurst. Er schien zufrieden, klappte die Brotscheiben wieder zusammen und biß hinein. Dieser Vorgang wiederholte sich bei jeder »Stulle«, und er aß viele. Anfangs saß ich direkt hinter ihm und beobachtete gebannt seine großen violetten Ohren, die beim Kauen in ständiger Bewegung waren. Schließlich rückte ich auf die andere Seite und zwang mich, zum Fenster hinauszusehen.

Als wir uns Wannsee näherten, wurde ich vergnügt wie ein Kind. Am liebsten hätte ich laut gesungen. Es war ein strahlend schöner Spätnachmittag im Juni, und Wannsee hatte sich durchaus nicht verändert. Wannsee veränderte sich nie. Es hatte vor dem Krieg genauso ausgesehen wie während des Krieges und nach dem Krieg.

Eigentlich war es ein häßlicher Ort mit phantasielosen geraden Straßen, vierschrötigen Häusern, aber all das machte nichts. Wannsee hatte etwas, das sich nicht beschreiben läßt. Man sah es nicht, aber man fühlte es; es war ein Wohlgefühl, wie man es nur in der Gesellschaft von Menschen empfindet, die Herz und Humor haben. Und das war es wohl auch: Wannsee hatte Herz und Humor.

»Frollein«, sagte der Taxifahrer, »ick komm nur alle Jubeljahre mal nach Wannsee. Können Se mir unjefähr sajen, wo der Uferweg is?«

»Fahren Sie nur immer geradeaus bis zur Kirche. Da biegen Sie dann links ab.«

»Jut.«

Die Kirche – ich mußte bei ihrem Anblick immer lachen – war ein häßlicher, ziegelroter Backsteinbau. Ich hatte sie nur einmal besucht – im Alter von acht Jahren. Ich hatte eine graue aufziehbare Maus mitgenommen und durch den Mittelgang laufen lassen. Ein kleiner Junge hatte sich einmal diesen Streich erlaubt und Wunderdinge über die Reaktion

der Frauen zu berichten gewußt. Ich hingegen war bitter enttäuscht worden. Die protestantische Kirchengemeinde, preußisch diszipliniert, war völlig ungerührt geblieben. Der kleine Junge, den ich aufgebracht zur Rechenschaft gezogen hatte, hatte sich ebenso aufgebracht verteidigt: In seiner Kirche – und es war, wie sich dabei herausstellte, eine katholische gewesen – hätten die Frauen gekreischt, die Männer gelacht und die Kinder gejoht. Von diesem Moment an war mir die katholische Kirche weitaus sympathischer gewesen als die protestantische.

»So, der Uferweg ist die nächste Straße rechts. Fahren Sie bis zum Ende – bis es nicht mehr weitergeht.«

»Na, det is dann wohl det Ende der Welt.«

Man hatte wirklich das Gefühl, am Ende der Welt zu sein. Ich kannte keine Straße, die so ruhig, so friedlich, so unberührt war wie der Uferweg. Es war eine ziemlich schmale Straße, und die Bäume zu beiden Seiten waren alt und mächtig. Häuser sah man kaum. Die Vorgärten waren groß und alle etwas verwildert. Die Zäune waren mit Hecken bewachsen.

Der Wagen hielt. Ich saß einen Moment ganz still und freute mich, so wie ich mich nur noch selten freute. Dann zahlte ich, überließ dem Fahrer meine Koffer und stieg aus.

Da war es wieder: das schwere Eisengitter, die struppige Hecke, das angerostete Tor, die große rauhe Klinke, von der es immer schwarz abblätterte, und dahinter das Haus. Ich schaute es bewundernd an, man konnte nur noch vermuten, daß unter dem Efeu Mauern waren und auf dem Dach Ziegel. Es war ein eigentümliches Haus, etwas verbaut – ein wenig zu schmal, ein wenig zu hoch –, aber es hatte Charakter. Es stand da, ein bißchen vornüber gebeugt, schien mir, und aus dem Schornstein stieg Rauch. Ich drückte die Klinke nieder und öffnete ganz langsam das Tor. Bei einem etwa handbreiten Spalt würde es zu quietschen anfangen – das wußte ich. Es quietschte mit demselben hohen, durchdringenden Ton, mit dem es seit fünfzehn Jahren quietschte. Der Uferweg wäre kein Uferweg mehr gewesen, wenn jemals etwas Altes abgeschafft oder etwas Neues hinzugekommen wäre. Mit diesem zärtlichen Gedanken öffnete ich weit das Tor.

Es verschlug mir den Atem.

Im Hof – einem kopfsteingepflasterten, unkrautverzierten, geradezu mittelalterlichen Hof – stand etwas Großes, Fun-

kelndes, Hellblaues. In anderen Worten: Da stand das neueste, das teuerste, das modernste Mercedes-Nachkriegsmodell.

Ich blieb wie angewurzelt stehen und starrte den Wagen an. Und je länger ich stand und starrte, desto ärgerlicher wurde ich. Es war ein Ärger, der immer neue Gründe, immer neue Details fand, an denen er sich entzünden konnte. Es war eine Zumutung, daß in dem Hof, in dem nie ein Auto gestanden hatte, ein Auto stand. Es war eine Frechheit, daß das Auto – zu groß, zu neu, zu protzig – den Blick auf sich zwang wie ein Glamour-Girl, das vor diesem schönen, alten Haus posierte. Es war eine Unverschämtheit, daß dieses chromblitzende Ungeheuer in meinen unberührten, romantischen Schlupfwinkel eingedrungen war. Und sofort sprang meine Wut vom Auto auf den Besitzer über: Wie kam dieser Kerl dazu, sich ein solches Auto zu kaufen – das Teuerste vom Teuren, das Protzigste vom Protzigen! Im Jahr 1949! Zu einer Zeit, in der sich viele Menschen noch nicht einmal ein Straßenbahnbillet leisten konnten!

Ich gehörte nicht zu den Menschen, die sich überlegen mußten, ob sie sich ein Straßenbahnbillet leisten können. Allerdings gehörte ich auch nicht zu jenen, die sich einen Mercedes anschaffen konnten. Ich war nicht neidisch auf die, die es konnten. Gott bewahre! Ich war lediglich empört – empört über diese Kreaturen, die es immer wieder schafften, die es verstanden, aus allem, selbst aus der größten Katastrophe, Profit zu schlagen. Ich haßte alles, was Ellenbogen hatte, was dastand, breitbeinig, unempfindlich und robust, und sich immer wieder durchsetzte. Ich war sehr jung, und darum rebellierte ich noch gegen alles, was den Anschein einer Ungerechtigkeit hatte. Rebellierte um so mehr, als ich mich zu jener zaghaften unsicheren Menschensorte zählte, die sich nicht durchzusetzen verstand. Nun wurde ich hier, ausgerechnet am Uferweg, mit dem konfrontiert, was mir am verhaßtesten war.

Das also, dachte ich und funkelte den Mercedes an, als wäre er Paul Hellmann persönlich, das also ist der vortreffliche junge Mann!

»Donnerlittchen«, sagte der Taxifahrer hinter mir, »det nenn ick ma' nen schnieken Wagen!«

Er stieß einen bewundernden Pfiff durch die Zähne aus.

Ich drehte mich zu ihm um, die Brauen emporgezogen, die Lippen zusammengepreßt. Mein strafender Blick traf völlig daneben. Er nickte mir zu, als teile ich seine Begeisterung. Gedanken, wie ich sie hatte, schienen ihm ganz und gar fernzuliegen. Der Anblick des zweifellos unschuldigen Wagens erfüllte ihn mit kindlicher Freude und tiefem Respekt.

»Det es so wat schon wieder jiebt, is doch koom zu jlooben!« murmelte er.

Ich schob mich an dem Mercedes vorbei. Es war reichlich Platz und gar kein Grund, sich vorbeizuschieben, aber mir lag an einer Demonstration, die klar zum Ausdruck brachte, daß der Wagen ungehörig viel Raum einnahm. Der Taxifahrer folgte mir nicht. Er hatte meine Koffer abgestellt und schlich um das Auto herum. Sollte er schleichen! Sollte er in Ehrfurcht vor einem albernem Motor und einer himmelblauen Karosserie erstarren! Himmelblau auch noch! Eine fadere Farbe gab es gar nicht!

Das Auto im Rücken, den Grimm aber noch im Herzen, marschierte ich weiter. Die Ruhe war die gleiche wie früher. Irgendwo glucksten Hühner, leise und zufrieden. Vom See her wehte ein Lachen; das war alles. Dora konnte nicht im Hause sein; sie hätte mich sonst längst gehört, denn alle Fenster waren geöffnet, und alle Pudel – mit jeder Generation kam ein weiterer dazu – hätten hektisch gebellt. Ich schaute zum Atelier hinüber. Ich erwartete, etwas zu entdecken – hellblau getünchte Mauern vielleicht oder vergoldete Fensterrahmen. Ich entdeckte nichts Ungewohntes. Die Tür stand weit offen, und ich wäre gerne hinübergelauften.

»Dora!« schrie ich. »Dora, ich bin da!«

Ich hatte sie im Atelier vermutet, und leider stimmte meine Vermutung. Einen Moment später tauchte sie im Türrahmen auf.

Verdammt Paul Hellmann, dachte ich. Es war wie ein Spuk. Überall schob sich dieser Mann dazwischen – unsichtbar und doch penetrant gegenwärtig.

»Judith!« schrie Dora und warf die Arme in die Luft. Dann stürzte sie, gefolgt von vier kläffenden Pudeln, quer über die Wiese. Es sah unglaublich komisch aus, denn das Gras war sehr hoch und Dora sehr klein. Sie ruderte, paddelte, strampelte sich hindurch wie ihre jungen Hunde. Da-

zu lachte sie, schimpfte über die ungemähte Wiese, rief meinen Namen, schrie die hysterisch bellenden Pudel an.

Was immer Dora tat, sie tat es mit einer Vehemenz, die ihr und anderen den Atem nahm. Als sie schließlich in meinen Armen landete, war ich ebenso erschöpft wie sie.

»Judith, wie herrlich, daß du da bist!«

Sie war winzig und reichte mir kaum bis zur Schulter. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie küßte mein Gesicht, schnell, eifrig, wohin sie gerade traf. Dora war viel zu vital, um irgend etwas mit System zu tun.

»Du hast mir ganz schrecklich gefehlt, meine Kleine.«

»Du mir auch, Dora.«

Sie roch nach Arpège, nach Zigarettenrauch und Zwiebeln. An ihren Händen, die zierlich waren und immer schlecht manikürt, trug sie wunderschöne Ringe. Sie liebte wertvollen Schmuck und Pelze – sie war eine herrliche Frau.

»Du siehst blendend aus!« sagte ich und wußte, daß ich ihr mit dieser Bemerkung eine große Freude machte.

»Wirklich? Ich finde, ich bin schamlos dick geworden.«

Sie war immer rundlich gewesen, und jetzt, das stimmte, war sie noch etwas rundlicher geworden. Sie hätte zwei Zentner wiegen können, ihr Charme hätte darunter nicht gelitten.

»Du hast kein Gramm zugenommen, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe«, sagte ich.

Sie schaute mich an, dankbar und ohne mir ein Wort zu glauben. »Und meine Sommersprossen! Was sagst du zu meinen Sommersprossen?«

Die Sommersprossen konnte man unmöglich ableugnen. Es war eine Unzahl an Sommersprossen, und nur hier und da erspähte man ein winziges Fleckchen helle Haut.

Ich mußte lachen. Doras Gesicht, ganz abgesehen von den Sommersprossen, machte mich immer heiter. Es war ein kleines, ungewöhnlich intelligentes Gesicht mit schwarzen Eichhörnchenaugen, in denen es ständig blitzte und funkelte. Dora hatte die ganz seltene Gabe, jede Empfindung – ob Zärtlichkeit, Ärger, Entrüstung oder Schmerz – mit Selbstironie und Humor zu koppeln. Es war ein Humor, der ansteckte und einen vergessen ließ, daß das Leben eigentlich mehr zum Heulen als zum Lachen war. Das zu vergessen gelang mir nur bei Dora.

»Sei froh, daß du Sommersprossen hast«, sagte ich.

»Warum?«

»Nicht jeder Mensch hat Sommersprossen, und schon gar nicht Sommersprossen, die sich gegenseitig auf die Füße treten.«

»Ach, du Ungeheuer!«

Die Pudel – zwei schwarze und zwei kakaofarbene – bellten immer noch schrill und durchdringend. Sie tanzten wie besessen um uns herum, und ab und zu geriet einer, nicht ganz unabsichtlich, unter meinen Fuß. Ich konnte Pudel nicht leiden; sie sahen aus wie große Spinnen und benahmen sich wie hysterische Weiber.

»Du solltest diese ganze degenerierte Meute endlich einmal umbringen«, sagte ich.

»Judith!« Dora bemühte sich um einen empörten Blick, der ihr nicht ganz gelang.

Ich nahm ihren Arm, und wir wandten uns dem Haus zu. Der Mercedes strahlte mir entgegen. Der Taxifahrer war jetzt bis zum Inneren des Wagens vorgedrungen; er hatte seinen Kopf durch das Fenster gesteckt und war in Betrachtung des Armaturenbretts versunken.

»Wer ist denn das?« fragte Dora.

»Mein Taxifahrer. Er kann sich von dem Karren offensichtlich nicht trennen.«

»Ein schönes Auto, nicht wahr?«

»Ich verstehe nichts von Autos.«

»Ich auch nicht, aber daß es schön ist, sehe ich trotzdem.«

»Und es paßt vorzüglich in diese Umgebung!«

»Es stört doch nicht.«

»Ich habe nie etwas Störenderes gesehen als dieses abscheuliche Auto.«

»Was hast du denn plötzlich gegen Autos?« fragte sie in völliger Harmlosigkeit.

»Ich habe gar nichts gegen Autos«, explodierte ich, »ich habe etwas gegen die Besitzer solcher Autos.«

Dora sah mich kopfschüttelnd an. »Du wirst immer verponnener«, sagte sie, »das ist der Einfluß deines intellektuellen Kindergartens.« Sie nannte meinen Bekanntenkreis nur den »intellektuellen Kindergarten«, womit sie nicht ganz unrecht hatte.

»Das stimmt nicht! Das ist meine eigene, höchst persönliche Meinung.«

»Lern ihn erst mal kennen, und dann bilde dir eine Meinung!«

»Ich lege gar keinen Wert darauf, ihn kennenzulernen.«

»Er wird dir ausgezeichnet gefallen.«

»Ha! Auch das noch!«

»Ihr seid euch nämlich sehr ähnlich.« Dora lächelte geheimnisvoll.

Das Paul-Hellmann-Gespenst gab keine Ruhe. Es tauchte an diesem Abend noch etliche Male auf, und zwar sehr einfallreich – in immer neuer Gestalt, zum Beispiel in Gestalt einer Whiskyflasche.

Dora hielt die Flasche triumphierend hoch: »Und nun wage es, noch ein einziges böses Wort über Paul Hellmann zu sagen!«

»Er ist ein Geschenk des Himmels!« antwortete ich.

»Ist er auch!«

Es war ein ausgezeichnete Whisky. Er brachte mir Paul Hellmann um vieles näher. Nach dem zweiten Glas störte mich seine unsichtbare Gegenwart schon gar nicht mehr.

Wir waren in der Küche. Ich liebte diese große, ländliche, verrußte Küche, in der nichts weiß war und nichts niedlich auffereht. Die Pilze über dem Spülbecken und die Brandlöcher auf dem Tisch hatten an Zahl und Größe zugenommen. Der schwarzweiß gekachelte Boden hätte sicher mal gescheuert werden müssen. Es war ungeheuer gemütlich.

Dora machte Buletten. Sie wußte, daß ich in Berlin Buletten essen wollte, und darum gab es sie auch jeden zweiten Tag. Doras Kochkünste ließen meiner Meinung nach viel zu wünschen übrig, aber das war das einzige, was ich ihr nicht zu sagen wagte. Sie selber war davon überzeugt, gut kochen zu können – vorausgesetzt, daß sie sich dazu aufgelegt fühlte. Nun kann es natürlich sein, daß sie sich nie dazu aufgelegt fühlte und ich daher auch nie in den Genuß einer wirklich guten Mahlzeit kam. Zum Glück war es mir vollkommen gleichgültig, was ich am Uferweg zu essen kriegte.

Dora saß mir gegenüber am Tisch, vor sich ein Glas Whisky, eine große Schüssel mit Hackfleisch und die verschiedenen Zutaten – eingeweichte Semmeln, Eier, Zwiebeln, Salz

und Pfeffer. Sie hielt eine Zigarette in der linken und ein Ei in der rechten Hand. Das Ei hielt sie schon sehr lange. Sie kam einfach nicht dazu, es aufzuschlagen, denn sie hatte sich eine Unzahl von Fragen zurechtgelegt – Fragen, die sie offensichtlich für wichtig, ich angeblich für unwichtig hielt. Es waren Fragen, die mein alltägliches Leben betrafen: meine Gesundheit, meine Gemütsverfassung, meine Ehe, meine Bekannten, meine Wohnung, meine Finanzen – kurzum, ein Querschnitt, der ihr Einblick in meinen Allgemeinzustand verschaffen sollte.

Da mich mein Allgemeinzustand mit großem Unbehagen erfüllte, gab ich nur ungerne Auskunft und versuchte, den Einblick auf ein Minimum zu beschränken. Es gab auch tatsächlich wenig zu erzählen. Mein Leben rollte an mir vorbei, ohne Höhen und ohne Tiefen. Ich war weder glücklich noch unglücklich, weder krank noch gesund, weder arm noch reich. Es gab keine Sensationen, keine Erschütterungen, keinen tiefen Schmerz, keine große Freude, keine Not, keine Spannung – aber auch keine absolute Entspannung. Mein Leben war ein Mischmasch, trivial, vage und resonanzlos. Ich glaube, ein handfester Schmerz wäre mir lieber gewesen als dieses stete dumpfe Unbefriedigtsein. Ich hätte dann wenigstens klagen und weinen oder aber die Tapfere spielen können. Ich hätte dementsprechend Mitgefühl oder Achtung geweckt. Aber so! Klagen oder Tapferkeit wären ganz fehl am Platz gewesen, und kein Mensch – nicht einmal ich – hätte ernsthaft darauf eingehen können.

Dora stellte ihre Fragen mit tastender Vorsicht, mit wachsamem Blick und allen Zeichen der Beunruhigung. Sie fragte nicht rundheraus, sondern rundherum: »In Frankfurt soll jetzt viel los sein ... es wird rasend schnell wieder aufgebaut, nicht wahr? ... Es war mal eine sehr schöne Stadt ... Wie fühlst du dich eigentlich in Frankfurt ...?« Ich mußte lachen. »Miserabel«, sagte ich und sah sie unter dieser schonungslosen Antwort förmlich zusammenzucken.

Ich haßte Frankfurt, daran war nichts zu ändern. Ich hatte keinen Kontakt zu dieser Stadt, und ob sie mal schön gewesen war oder wieder schön werden würde, war mir vollkommen gleichgültig. Gewiß – all das war unerfreulich, aber kein Desaster, mit dem ich mich brüsten oder Worte des Trostes hervorlocken konnte. Und Dora, wohlweislich, beeilte sich,

neue zaghafte Fragen zu stellen: »Habt ihr eine hübsche Wohnung... hast du einen netten Bekanntenkreis...?« Ja, wir hatten eine recht hübsche Wohnung, aber sie war winzig und ging mir auf die Nerven. Und mein Bekanntenkreis war nicht der Rede wert. Es war immer noch dieselbe Schar junger, hektischer, unausgeglichener Leute, die Dora den »linksintellektuellen Kindergarten« getauft hatte. Was mich mit diesen Menschen verband, war lediglich eine bittere, verworrene Haltung, eine rein oppositionelle Einstellung allem und jedem gegenüber. Wir fanden uns in einer Empörung, die sich auf die Vergangenheit, in einer Entrüstung, die sich auf die Gegenwart, in einer Ratlosigkeit, die sich auf die Zukunft bezog. Wir tranken viel, rauchten viel, schimpften viel und waren destruktiv.

Dora wäre entsetzt gewesen. Eine solche Art der Beziehung, hätte sie mir vorgeworfen, könne zu nichts führen. Sicher konnte sie zu nichts führen. Warum sollte sie auch zu etwas führen? Was führte dahin, gar nichts! Es war besser, sich damit abzufinden. Wenn man nichts erwartete, konnte man auch nicht enttäuscht werden.

Um Dora mit dieser traurigen Erkenntnis zu verschonen, gab ich ausweichende, nichtssagende Antworten. Aber sie durchschaute sie natürlich.

»Und Robert?« fragte sie schließlich mit dünner Stimme. »Ist alles in Ordnung zwischen euch?« Ich lächelte und nickte. Die Ehe mit Robert bestätigte meine Theorie: Erwarte nichts, und du wirst nicht enttäuscht. Wir hatten beide nicht viel erwartet, wir hatten nie auf große Liebe, großes Glück spekuliert. Allerdings hatten wir die Hoffnung gehabt, daß wir zu zweit weniger einsam sein würden als allein. Das war ein Trugschluß gewesen, aber keineswegs eine Katastrophe. Wir mochten uns sehr gern, und wir machten uns keine Vorwürfe. Wir lebten aneinander vorbei und waren weder glücklich noch unglücklich. Wir hatten keine finanziellen Sorgen; das war mehr, als die meisten jungen Ehepaare von sich behaupten konnten. Robert verdiente als Kritiker recht gut, und ich bekam einen monatlichen Scheck, für den ich keinen Finger rühren mußte.

Der Scheck wurde mir von dem Verlag überwiesen, der früher meinem Vater gehört hatte. Der Verlag war nach Pappas Tod in die Hände der Nazis und nach Kriegsende in die

Hände eines Juden übergegangen. Man zahlte mir so etwas wie eine monatliche Rente, die sich mit dem Gewinn steigern sollte. Bisher war es eine hübsche, runde Summe gewesen, die mir das Leben erleichterte, ohne daß ich es als Erleichterung empfunden hätte. Wie so vieles andere nahm ich auch den monatlichen Scheck als selbstverständlich hin und machte mir nie Gedanken darüber, was geschehen würde, wenn er eines Tages ausbliebe oder sich um das Doppelte erhöhte. Hauptsache, er lag zwischen dem Ersten und Dritten im Briefkasten, und das tat er.

»Alles in allem«, sagte ich und hoffte, damit das Kreuzverhör zu beenden, »geht es mir nicht schlecht.«

»Nein«, sagte Dora, legte eine Zwiebel aufs Brett und begann, sie zu zerschneiden, »aber es könnte dir wesentlich besser gehen.« Ich schwieg. Es war sinnlos, Dora erklären zu wollen, daß es mir gleichgültig war, ob es mir ein bißchen besser ging oder ein bißchen schlechter.

»Wenn du nur etwas aktiver wärst... wenn du nur endlich versuchen würdest, etwas aus deinem Leben zu machen!«

»Wozu?« fragte ich, und das hätte ich – Dora kennend – nicht fragen sollen.

»Wozu?« schrie sie auf. »Judith, du bist jung, hübsch und sogar ein bißchen intelligent! Alles liegt noch vor dir!«

Ich lächelte ein trübes Lächeln.

»Deine Passivität macht mich wahnsinnig!« In ihrer Aufregung schnippte sie die Asche ihrer Zigarette in die Schüssel mit Hackfleisch. »Wie soll es denn weitergehen? Was soll aus dir werden?«

Das interessiert mich nicht, hätte ich am liebsten gesagt, aber dann wären Doras Buletten ungenießbar geworden. Darum sagte ich: »Das wird sich schon noch ergeben.«

»Manchmal«, sagte Dora, und jetzt schlug ihr Zorn in Besorgnis um, »manchmal erinnerst du mich sehr an deinen Vater. Unentschlossen, bis zum letzten Moment unentschlossen, und dann...« Sie unterbrach sich und griff nervös nach ihrem Glas.

»Du hättest ruhig zu Ende sprechen können«, sagte ich, »ich schlepe das alles sowieso immer noch mit mir herum.«

»Das solltest du nicht, Judith.«

»Vielleicht sollten wir endlich mal über Papas Tod sprechen.«

»Wenn es dich erleichtert . . .«

In diesem Augenblick machte sich das Paul-Hellmann-Gespenst zum zweitenmal bemerkbar; diesmal in Gestalt eines Expreßbriefes. Ein Briefträger streckte sein rotes, verschwitztes Gesicht durchs Fenster und fragte, mit einem sehnsuchtsvollen Blick auf die Whiskyflasche, ob da wohl ein Paul Hellmann wohne.

»Hinten im Atelier«, sagte Dora.

»Issa denn zu Hause?«

»Ja, das ist er.«

»Bestimmt?«

»Lieber Mann«, sagte Dora, »jetzt haben Sie's mit hängender Zunge bis zum Uferweg geschafft, jetzt werden Sie sich für die letzten zwanzig Meter doch nicht eine schriftliche Bestätigung einholen wollen.«

»Ja, wissen Sie, ick bin jeradelt und jeradelt . . .« Seine Augen hatten sich an der Whiskyflasche festgesaugt.

»Seien Sie ganz beruhigt, Sie sind nicht umsonst geradelt.«

»Na scheen, dann Aufwiedasehn . . .«

»Ich hätte ihm doch einen Whisky geben sollen«, sagte Dora, nachdem er gegangen war.

»Das kannst du immer noch. Er kommt ja noch mal hier vorbei.«

»Soll ich ihm wirklich einen geben?«

»Nein«, sagte ich, »es würde dir das Herz zerreißen.« Wir lachten.

»Ich bin kein guter Mensch«, sagte Dora.

Ich schaute sie an. Sie bemühte sich um ein beklommenes Gesicht, aber ihre Augen verrieten sie. Es funkelte derartig darin, daß es aussah, als hüpfen sie vor Vergnügen auf und nieder. Die Vorstellung, ein schlechter Mensch zu sein, bereitete Dora eine rumpelstilzchenhafte Freude. Vielleicht war es auch gar nicht nur Vorstellung, sondern Überzeugung. Hätte man ihr gesagt, sie sei ein guter Mensch – was wahrscheinlich sogar der Wahrheit entsprach –, sie hätte aufs heftigste protestiert und zahllose Beweise angeführt, warum sie es nicht sei. Sie ging sogar noch weiter. Sie behauptete, mit guten Menschen wisse sie gar nichts anzufangen, während sie zu schlechten Menschen immer sofort einen starken

Kontakt habe. Auch diese Behauptung begleitete sie stets mit einem sorgenvollen Gesicht, so als sei ihr ihre ungewöhnliche Einstellung zu gut und schlecht außerordentlich fatal.

»Nein«, sagte ich und bemühte mich ebenfalls um ein beklommenes Gesicht, »du bist kein guter Mensch.«

Sie nickte traurig, und ihre Augen hüpfen mehr denn je.

»Weißt du, Judith, darum gefällt mir auch Paul Hellmann so gut. Er ist ein schlechter Mensch. Er ist boshaft und zynisch. Er hat nirgends eine weiche Stelle, er hat keinen Funken Güte in sich. Ich habe ihn genau beobachtet. Er ist hilfsbereit und großzügig zu Menschen, die ihn interessieren. Aber das ist dann natürlich nur eine sehr egoistische Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit. Menschen, die ihn nicht interessieren – und die meisten interessieren ihn nicht –, die sieht er gar nicht.«

»Liegt darin unsere Ähnlichkeit?« fragte ich.

»Bis zu einem gewissen Grade ja. Oder hältst du dich für einen guten, ehrlich hilfsbereiten und großzügigen Menschen?«

»Nein, sicher nicht.«

»Siehst du.«

Es entstand eine längere Pause. Dann sagte sie nachdenklich: »Und trotzdem bin ich nicht ganz sicher, ob in Paul Hellmann nicht doch ein weicher Kern steckt.«

»Der berühmte weiche Kern in der rauhen Schale!«

»Ja«, sagte sie, meinen Spott überhörend.

»Nun schön, nehmen wir an, daß es stimmt. Und nehmen wir an, daß es bei mir genauso ist.«

»Nein«, sagte Dora mit Überzeugung, »bei dir ist es umgekehrt. Du hast eine weiche Schale, aber einen eisenharten Kern.«

»Das stimmt nicht!«

Wir schwiegen. In die Stille hinein quietschte das Gartentor, dann kamen Schritte über den Hof.

»Sebastian«, sagte ich, stand auf und trat ans Fenster. Aber es war ein junger, schlanker Mann in weißem Hemd und khakifarbenen Shorts. Er sah hübsch aus – zu hübsch für einen Mann.

Ich drehte mich schnell um, so daß ich mit dem Rücken zum Fenster stand.